

HISTORICAL GOLD EXTRA



ELIZABETH BOYLE

MYLORD, SIE SIND
GEFÄHRRLICH!

ELIZABETH BOYLE

MYLORD,
SIE SIND GEFÄHRLICH!

IMPRESSUM

HISTORICAL GOLD EXTRA erscheint in der HarperCollins Germany GmbH

CORA
Verlag

Redaktion und Verlag:
Postfach 301161, 20304 Hamburg
Telefon: +49(0) 40/6 36 64 20-0
Fax: +49(0) 711/72 52-399
E-Mail: kundenservice@cora.de

Geschäftsführung: Ralf Markmeier
Redaktionsleitung: Claudia Wuttke (v. i. S. d. P.)
Produktion: Jennifer Galka
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,
Marina Grothues (Foto)

© 2017 by Elizabeth Boyle

Originaltitel: „Six Impossible Things“

erschienen bei: Avon Books, an imprint of HarperCollins Publishers LLC, New York, U.S.A

© Deutsche Erstausgabe in der Reihe HISTORICAL GOLD EXTRA

Band 109 - 2018 by HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Übersetzung: Alexandra Kranefeld

Abbildungen: Period Images, palliki / Getty Images, alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht im ePub Format in 12/2018 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

E-Book-Produktion: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 9783733779863

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:
BACCARA, BIANCA, JULIA, ROMANA, TIFFANY

Alles über Roman-Neuheiten, Spar-Aktionen, Lesetipps und Gutscheine erhalten Sie in unserem CORA-Shop www.cora.de

Werden Sie Fan vom CORA Verlag auf [Facebook](https://www.facebook.com/coraverlag).

PROLOG

***F**rauen können nicht für das Innenministerium arbeiten.“*

„Nein, Roselie, Mädchen werden keine Spione, niemals.“

„Diplomatin willst du werden? Das, mein liebes Kind, wird nicht möglich sein.“

Da machte es gar nichts, dass Miss Roselie Stratton sechs verschiedene Sprachen sprach. Und einige mehr lesen konnte.

Dass sie sämtliche Briefe entziffern konnte, die ihr Vater aus aller Welt erhielt – Berichte über die Zustände in Paris, den russischen Zarenhof und die noch jungen Vereinigten Staaten von Amerika.

Unbemerkt heftete sie sich ihrem großen Bruder Piers an die Fersen und erstattete ihrem Vater über all seine Missetaten Bericht. Wenn der Bruder sich über ihren naseweisen Verrat beschwerte, beschied sie ihm, dass ihrer beider Schwester Margaret nun wahrlich keine würdige Gegnerin sei, und was könne sie denn dafür, dass Piers und sein bester Freund Poldie sich nicht mehr anstrebten, um der Aufdeckung zu entgehen.

Ein Argument, dem niemand widersprechen konnte.

Doch ihrem unbestrittenen Talent zum Trotz, das ihr an sich einen Platz in jener diplomatischen Riege hätte sichern sollen, der ihr Vater ganz selbstverständlich angehörte, bekam Roselie immer nur wieder dieselben zwei Worte zu hören.

Niemals war das eine, *unmöglich* das andere, und sie wusste nicht, welches der beiden ihr mehr verhasst war.

Und als ihr geliebter Vater, dieser weise Mann, der stets ihre Meinung zu den Weltereignissen hatte wissen wollen und ihr freie Hand gelassen hatte, eines plötzlichen Todes verstarb, schlossen diese beide Worte sich wie ein Zaun um ihr Leben.

Niemals. Unmöglich.

Wie ein unüberwindlicher Wall ragten sie vor ihr auf, verteidigt von ihrer Mutter, ihrer Schwester, ihren Gouvernanten, ja, selbst von Piers, auch wenn er ihr längst verziehen hatte, dass sie eine so unverbesserliche Quasselstrippe war.

Irgendwann hörte Roselie auf, Fragen zu stellen.

Sie versagte sich ihre Träume.

Bis zu ihrer ersten Saison in London. Gleich während ihrer ersten Woche als Debütantin sollte sich an einem schicksalshaften Abend alles ändern.

Roselie blieb gar keine andere Wahl, als alle Ermahnungen, dass es *unmöglich* sei, dass es *niemals* geschehen würde, in den Wind zu schlagen.

Denn jetzt galt es, das Böse abzuwehren und einen Krieg zu gewinnen.

Sie wusste, was zu tun war, und sie würde ihrer Pflicht nachkommen.

Auch wenn niemand ihre Hilfe wollte.

1. KAPITEL

„Eine Agentin in unseren Reihen? Sie belieben zu scherzen. Eine Frau könnte niemals das tun, was wir tun.“

Lord Howers

London, 1811

Lächeln, liebe Miss Stratton“, ermahnte Lady Essex Marshom sie nicht zum ersten Mal.
Weshalb Roselie sich redlich mühte zu lächeln.

Eine wahre Herkulesaufgabe, und selbst das war noch untertrieben.

Sie besah sich das muntere Treiben bei Almack's und wünschte, sie wäre mehr wie die anderen jungen Damen. Wenn ihre einzige Sorge bloß wäre, wer sie zum Tanz auffordern würde! Ob sie besser grüne oder blaue Bänder trug. Oder ob sie neue Tanzschuhe bräuchte.

Aber sie war nicht wie andere junge Damen.

Zum einen, weil dies bereits ihre vierte Saison war – eine halbe Ewigkeit in den Augen des *ton* –, und zum anderen, weil ihr Interesse an Mode, eitlem Tand und Heiratskandidaten betrüblich gering war.

Insgeheim war sie gar ein wenig stolz darauf, mit welchem Geschick sie Verehrer in die Flucht zu schlagen verstand. Und sie wollte gerade so weitermachen, würde scharfzüngig und vorlaut und burschikos sein und was es sonst noch brauchte, um sich ihre Freiheit zu bewahren.

Eine Heirat würde alles ruinieren, so einfach war das.

Sie hatte einen weit wichtigeren Auftrag zu erfüllen.

Verstohlen prüfte sie, ob die Nachricht, die einer der Diener ihr heimlich zugesteckt hatte, sich noch in ihrem Handschuh fand. Dummerweise würde sie sie erst lesen können, wenn sie einen Moment für sich hatte, sich unauffällig aus dem Saal entfernte oder, wahrscheinlicher noch, erst wenn sie wieder zu Hause war ... und herrje, *das* dürfte noch Stunden hin sein.

Dabei könnte diese Nachricht die Antwort auf all ihre Gebete sein. Das Ergebnis jahrelanger Arbeit. Der letzte Beweis, den es brauchte, um ihren Feind zu Fall zu bringen, den Marquess of Ilford.

Denn das war er, ihr Todfeind und der von ganz England noch dazu. Nichts würde sie davon abhalten, ihn seiner gerechten Strafe zugeführt zu sehen.

Doch derweil ...

Ihr Verdruss ging mit ihr durch, und sie seufzte. Ein Stöhnen mehr, recht laut und vernehmlich und ganz und gar nicht schicklich.

„Miss Stratton!“, tadelte Lady Essex. „Das Aufgebot mag heute Abend bescheiden sein, aber eine Dame lässt sich ihre Langeweile nie anmerken. Schauen Sie sich nur Miss Taber an! Lady Muscoates kann wahrlich von Glück sagen, eine Schutzbefohlene zu haben, die jeden Raum erstrahlen lässt.“ Ihre Ladyschaft klopfte sich nachdenklich mit dem Fächer ans Kinn, während sie die einnehmende junge Dame von oben bis unten musterte. „Wenngleich“, räumte sie ein, „vielleicht sollte ein Mündel doch nicht gar so einnehmend sein – fast schon unziemlich einnehmend, meinen Sie nicht auch, Mariah?“

Miss Mariah Manx, ihre Gesellschafterin, nickte zustimmend. „Lady Muscoates ist doch Französin, nicht wahr?“

Lady Essex seufzte, als wäre diese Erklärung nicht nur korrekt, sondern auch ein Ärgernis ohnegleichen. „Gewiss,

wie konnte ich das vergessen. Sie würde sich natürlich niemals dazu herablassen, irgendein armseliges Geschöpf unter ihre Fittiche zu nehmen.“

Mariah zwinkerte Roselie zu, nachdem sie ihr Möglichstes getan hatte, das Thema zu wechseln.

Aber das Ablenkungsmanöver war nur von kurzer Dauer, denn Lady Essex konnte wie ein kleiner Terrier sein und ließ nicht locker, wenn sie sich erst einmal in etwas verbissen hatte. Insbesondere dann nicht, wenn es galt, einen ihrer Schützlinge unter die Haube zu bringen. Nicht dass die arme Frau noch große Hoffnungen hegte, die mittlerweile berühmte Miss Stratton unter ihrer Ägide in den Hafen der Ehe einlaufen zu sehen, aber Lady Essex gab auch dann nicht auf, wenn es schier aussichtslos zu sein schien.

Weshalb sie einmal mehr ihr altes Lied anstimmte: „Lächeln, Miss Stratton.“

„Ich gebe mein Bestes, Mylady“, versicherte Roselie ihr und lächelte ganz reizend.

Mariah musste sich ein Lachen verkneifen – was Ihrer Ladyschaft glücklicherweise entging.

Roselie wünschte, sie könnte wie Mariah sein, die ihre eigenen Geheimnisse hatte und diese mit bewundernswerter Leichtigkeit zu verbergen wusste.

Doch ausgerechnet an diesem Abend wurde ihre ohnehin nicht allzu strapazierfähige Geduld auf eine weitere Probe gestellt, als doch noch vier weitere Gentlemen den Saal betraten und Lady Essex sogleich aufmerkte.

Der kleine Trupp wurde angeführt von einem schneidigen Burschen in Uniform, bei dem es sich vermutlich um Captain Benedict Hathaway handelte, wie Roselie aus seiner auffallenden Ähnlichkeit zu Mr. Chauncy Hathaway schloss, der hinter ihm in den Saal trat. Während Mr. Hathaway selbst nicht weiter Beachtung fand – auch er stattlich anzusehen, aber eben ein nachgeborener Sohn ohne

Aussichten –, sorgte *Captain* Hathaway für reichlich Aufregung. Mehr noch als Lord Budgey, der den beiden folgte. Vermögend war Budgey, gewiss, aber dabei ein solch eitler Geck, dass niemand, der es sich leisten konnte, ihn ernsthaft als Heiratskandidaten in Betracht zog.

Und dann kam der Letzte im Bunde. Man musste es Rosalie hoch anrechnen, dass sie nicht wieder laut aufstöhnte.

Denn das Schlusslicht bildete kein anderer als Bradwell Garrick, siebzehnter Baron Rimswell.

Ihr zweiter Gegenspieler. Und dies nicht, weil er ein schändlicher Verräter gewesen wäre wie Ilford, weit gefehlt. Doch wenn es jemanden gab, der sie enttarnen könnte, dann Brody, der alte Freund aus Kindertagen.

Was zum Teufel hatte er hier verloren?

Nicht dass es ihm nicht zugestanden hätte. Seit er vor zwei Jahren das Erbe seines Bruders angetreten hatte, galt er als ziemlich gute Partie. Zudem war er zu einem teuflisch gut aussehenden Mann herangewachsen. Mit seinem dunklen Haar wirkte er zwar wie ein schwärmerischer Poet, doch eilte ihm der Ruf voraus, im Boxring bei Gentleman Jim einen ausgesprochen harten Haken zu haben und noch dazu ein furchtloser Reiter zu sein, der sein Ross nicht schonte. Für beides sprach sein hoher, schlanker Wuchs und seine athletische Gestalt.

Reihum hörte man verzücktes Seufzen, als er den Saal betrat.

Rosalie hätte es den Damen nachtun können, doch sie behielt ihre Gefühle für sich. Es ging niemanden etwas an, dass sein bloßer Anblick wildes Verlangen in ihr weckte, dass ihr das Herz raste, wann immer sie sich mit ihm in einem Raum aufhielt. Weshalb sie ihm auch nach Kräften aus dem Weg zu gehen versuchte.

Mit angehaltenem Atem wartete sie, während er seinen Blick schweifen und dann etwas zu lang auf ihr ruhen ließ, sie mit der Andeutung eines Nickens bedachte, das kaum erahnen ließ, wie nah sie einander einmal waren.

Als sein Blick schließlich weiterwanderte, seufzte sie doch.

Was Mariah natürlich nicht entging. „Du solltest es ihm sagen.“

Roselie schüttelte den Kopf. „Nein, bloß das nicht“, erwiderte sie etwas zu schnell. Denn Brody sah nicht nur teuflisch gut aus und war eine ebensolche Partie, er war auch als Agent Seiner Majestät für das Innenministerium tätig, wenngleich Letzteres nicht weithin bekannt war.

Aber Roselie war es bekannt. Und Mariah ebenso, hatten sie es sich doch beide zur Aufgabe gemacht herauszufinden, wem zu trauen war und wer ihre Pläne durchkreuzen könnte.

Da Lady Essex sich entfernt hatte, um einen kleinen Plausch mit einer Bekannten zu halten, trat Mariah näher, sodass niemand mithören konnte. „Langsam wird es zu gefährlich“, raunte sie.

Das sah Roselie genauso, aber sie hätte es niemals zugegeben. „Du klingst genauso ermüdend wie Lord Howers.“

„Vielleicht solltest du besser auf seinen Rat hören“, meinte Mariah. „Wenigstens dieses eine Mal.“

Roselie ignorierte die Worte ihrer Freundin. Genauso wie sie auch Lord Howers keine Beachtung schenkte.

Aber Mariah war noch nicht fertig. Herrje, es war nicht auszuhalten! Ihre Freundin stand einfach schon zu lang bei Lady Essex in Diensten. Allmählich wurde sie dem alten Drachen immer ähnlicher. „Du solltest ihn um Hilfe bitten“, beharrte sie.

„Er wird mir aber nicht helfen“, erwiderte Roselie. „Er wird mir sagen, dass ich die Sache sein lassen soll, und zwar

unverzüglich. Dann wird er mir eine Standpauke halten, wie ungehörig das alles sei, und am Ende wird er noch behaupten, dass ich überhaupt nicht wisse, was ich da eigentlich tue.“

Mariah war anderer Ansicht. „Warte es doch einfach ab. Du wirst von ihm überrascht sein.“

„Das wage ich zu bezweifeln.“ Um ihre Bedenken zu zerstreuen, wählte Roselie eine andere Taktik. „Wenn Abigail nach dem heutigen Abend aus dem Spiel ist, droht ihr keine Gefahr mehr. Wir nehmen alles, was sie herausgefunden hat, und werden Lord Howers noch vor Ende der Woche Bericht erstatten. Und dann ...“

Eine ältere Dame kam vorbei und warf ihnen merkwürdige Blicke zu; sie lächelten freundlich zurück und warteten, bis sie außer Hörweite war. „Und dann wird sich auch Asteria unauffällig zurückziehen.“

„Davon gehe ich aus“, entgegnete Mariah, klang aber nicht überzeugt.

„Doch, das wird sie“, bekräftigte Roselie und ließ ein strahlendes Lächeln sehen, da just in diesem Augenblick Lady Essex herüberschaute.

Asteria.

Oh, welch alberne Decknamen diese Trottel im Innenministerium sich einfallen ließen!

Sie hätte den Herren ja zu gern gesagt, dass sie weder eine Göttin und ganz gewiss nicht unsterblich war. Aber lieber einen närrischen Namen tragen, als dass die Londoner Halbwelt ihre wahre Identität herausfand.

Oder Brody. Sie wusste nicht, wie oft sie ihm nur knapp entgangen war, und zweimal hätte er sie beinah durchschaut. Aber nur beinah.

Auch wenn es der Sache zuträglich war, so fand sie es doch recht ernüchternd, dass er sie kein einziges Mal erkannt hatte.

Sie, Roselie Stratton!

Ja, ja, es war in höchstem Maße widersprüchlich, dass sie ihn über ihr Tun im Unwissen lassen wollte, ihn dabei aber am liebsten bei den Schultern gepackt und geschüttelt hätte, dass ihm die Zähne nur so aufeinanderschlügen. *Wie konntest du mich nicht erkennen?*

Vielmehr schien er geradezu *hingerissen* von Asteria zu sein, doch von ihr? Oh, sie wusste nur zu gut, was er von ihr – Roselie – hielt.

Aber was wollte man erwarten, er würdigte sie ja seit Jahren kaum noch eines Blickes. Wie anders es doch gewesen war, als sie beide noch Kinder waren. Aber dann hatte man ihn nach Eton geschickt und später dann sie auf ein Pensionat in Bath.

Das Schlimmste vielleicht war, dass sie ihn immer und überall erkannt hätte. Und dass sie wusste, was sie nicht hätte wissen sollen.

Sie wusste, wie es war, von ihm geküsst zu werden – innig und voller Leidenschaft. Sie wusste, wie es war, von ihm berührt zu werden, bis sie am ganzen Leib erbebt.

Zweimal hatte er sie gestellt, und zweimal war sie ihm entkommen.

Aber nicht, ehe sich ihr Erinnerungen an diese gestohlenen Augenblicke eingebrannt hatten. An seine Lippen, seine Berührung. Daran, wie er sie um Sinn und Verstand brachte, bis sie vor Wonne erschauerte.

Nun, genau genommen nicht sie, sondern Asteria. Die wohlanständige Roselie Stratton sollte derlei ruinöse Erfahrungen selbstredend niemals gemacht haben.

Es ist mein Fluch, meine gerechte Strafe, sagte sie sich. Nach außen musste sie die sittsame, unschuldige junge Dame geben, während in ihr das Herz einer Kurtisane schlug und ihr das Blut in Wallung brachte.

Aber oh, wie sehr sie sich danach sehnte, in Brodys Blick nur einmal solches Verlangen zu sehen, das *ihr* galt!

Wie sie sich danach sehnte, dass er *sie*, Roselie, sah.

Wenn sie Asteria so weitermachen ließ, würde Brody ihr eines Nachts auf die Schliche kommen, das war ihr bewusst.

Aber noch war es nicht so weit. Nicht heute, schwor sie sich. Es war ... unmöglich.

Zumindest wollte sie sich das glauben machen.

„Liege ich falsch, oder sind wir komplett in der Unterzahl?“, fragte Captain Benedict Hathaway, der ganz selbstverständlich die Führung übernahm und zuerst den Saal betrat.

„Heute ist St. Johns Freudenfest“, warf Chaunce ein, als er neben seinen Bruder trat und sich die Szene mit der ihm eigenen Gelassenheit und Geringschätzung betrachtete, die furchtsamere Gemüter bisweilen einschüchternd fanden.

Auf jeden Gentleman kamen ungefähr fünf junge Damen, allesamt auf der Suche nach einem Ehemann. Natürlich hatten auch alle ihre nicht minder entschlossenen Mütter als Verstärkung mitgebracht.

„Sehe ich das richtig, dass sämtliche Herren der Gesellschaft sich beim Earl mit halbseidenen Schönheiten vergnügen, während *wir hier* sind?“ Der Captain blickte über die Schulter. „Rimswell, ich verlange eine Erklärung für dieses fragliche Manöver.“

Brody, der, seit er das Erbe seines verstorbenen Bruders angetreten hatte, allerlei Avancen gewohnt war, ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, auch wenn selbst er das ungute Gefühl hatte, in die Höhle des Löwen geraten zu sein.

Oder vielmehr der Löwinnen.

Aber Angst durfte man nicht zeigen, niemals, und so grinste er Chaunce' Bruder an, als wäre er vollkommen sorglos. „Für einen Mann, der sich rühmt, noch keine

Schlacht verloren zu haben, sind Sie recht blass um die Nase, Captain“, feixte er. „Angst vor ein paar jungen Füllen?“

„*Ein paar?* Guter Mann, Sie belieben zu scherzen! Ich habe mich nie in solcher Unterzahl befunden“, gab der Captain zu. „Die Franzosen besitzen wenigstens so viel Anstand, auf einen zu schießen.“

Lord Budgey reckte sich hinter dem Captain und spähte ihm, der einen ganzen Kopf größer war, über die Schulter. „In der Unterzahl, sagen Sie? Das kann doch nur zu unseren Gunsten sein.“ Er schob sich an den anderen vorbei und bewies damit mehr Mumm, als man dem sanftmütigen Viscount zugetraut hätte.

„Das sind ja ganz neue Töne“, meinte Brody und fragte sich, wie viel Budgey schon im White's getrunken hatte, um eine solche Verwegenheit an den Tag zu legen. „Budgey, mein Guter, wollen wir uns etwa eine Braut nehmen?“

Ein alter Witz zwischen ihnen, aus dem nun anscheinend Ernst geworden war.

„Mutter ist recht erpicht darauf, dass ich endlich heirate, und da kann ich die Sache auch so schnell wie möglich hinter mich bringen. Wer weiß, ob ich jemals wieder so gefragt sein werde wie heute Abend.“ Und damit zog er triumphierend in den Londoner Heiratsmarkt ein.

Brody und Chaunce warfen sich fragende Blicke zu und schlossen sich dem Freund schnell an. Im Zweifel war es immer besser, Budgey nicht sich selbst zu überlassen.

„Ich dachte, du wolltest nicht heiraten“, sagte Chaunce, kaum dass sie ihn eingeholt hatten und vermutlich in der Hoffnung, ihn zur Einsicht und zum Rückzug zu bewegen.

Budgey stockte kurz. „Nein, das will ich auch nicht. Aber ...“

„... Mutter hat gesagt“, kam es wie aus einem Mund von Chaunce und Brody.

Budgey stimmte nicht in ihr Lachen ein. „Spart euch euren Spott, die Zeit drängt. Ich wüsste gern euer Urteil über die fraglichen Damen und würde mich freuen, der künftigen Lady Budgey dann freundlichst vorgestellt zu werden.“

„Ich fürchte nur, du hast das nicht gut durchdacht, Budgey“, wandte Brody ein. „Jede der jungen Damen weiß doch längst über dich Bescheid.“

Budgey spitzte die Lippen. „So? Das wäre natürlich dumm.“

„Wieso?“, fragte Captain Hathaway seinen Bruder mit gesenkter Stimme.

Budgey hörte es dennoch. „Oh, falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist – ich bin ein ziemlich eitler Geck.“

Captain Hathaway schützte höflich Verwunderung vor. „Nein, wirklich? Das wäre mir nie aufgefallen.“

Budgey winkte ab. „Kein Wunder. Vermutlich lasse ich es heute ein wenig an Engagement mangeln.“ Er schaute sich wenig begeistert um und fügte dann mit gesenkter Stimme hinzu: „Ob Sie es glauben oder nicht – mein närrisches Betragen ist eine ziemlich clevere Tarnung.“

Brody und Chaunce wechselten einen vielsagenden Blick, denn sie hörten diese Erklärung nicht zum ersten Mal.

„Aber ja“, fuhr Budgey mit neuer Zuversicht fort, „je närrischer ich mich gebe, desto geringer die Aussichten, von jungen Damen belästigt zu werden, die darauf aus sind, die nächste Lady Budgey zu werden. Eine beneidenswerte Position. Ich habe sozusagen Narrenfreiheit, wenn Sie wissen, was ich meine.“ Er schaute zu Captain Hathaway auf. „Das sollten Sie auch probieren, Sir, wenn Sie den Abend unbeschadet überstehen wollen.“

Chaunce grinste und wollte noch etwas hinzufügen, doch sein Bruder schnitt ihm das Wort ab. „Untersteh dich“, warnte er ihn.

„Aber ...“, beharrte Chaunce, dem sich die vielleicht einmalige Gelegenheit bot, seinen aufgeblasenen kleinen Bruder wieder etwas auf Normalmaß zurechtzustutzen.

„Ein Wort“, beschied Benedict, „und ich gehe zu dieser Dame dort drüben – die mit dem prächtigen Gefieder auf dem Kopf ...“

„Lady Nafferton“, warf Brody hilfreich ein.

„Ah ja, danke“, erwiderte der Captain, ehe er sich wieder seinem Bruder zuwandte. „Ich werde zu dieser Lady Nafferton gehen und ihr sagen, dass ein entfernter Onkel von uns gestorben ist und dir sein Anwesen und ein ordentliches kleines Vermögen hinterlassen hat.“ Benedict zwinkerte Chaunce zu. „Und dann viel Glück.“

Die bloße Vorstellung ließ Chaunce erbleichen. So viel zu seinem Ruf, der furchtloseste Agent des Innenministeriums zu sein! „Das würdest du nicht wagen ...“

Benedict verschränkte die Arme und wippte vor und zurück. Diebisches Vergnügen stand ihm ins Gesicht geschrieben. *Lass es drauf ankommen*, schien er zu sagen.

Aber Chaunce wäre nicht Chaunce gewesen, wenn er nicht immer noch ein Ass im Ärmel gehabt hätte. „Wenn du das tust, bestelle ich Mutter nach London.“

Nun wurde der furchtlose und verwegene Captain Benedict Hathaway aber blass um die Nase! „Das ist nicht fair“, stellte er tonlos fest.

Brody beugte sich vor und konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen: „Aber Captain, wen fürchten Sie mehr – Ihre Mutter oder die Franzosen?“

Bevor der Captain zu seiner Verteidigung ansetzen konnte, mischte sich auch Budgey ein. „Entschuldigt, aber ich würde meine Braut gern binnen der nächsten Stunde finden, damit wir beizeiten zu St. John’s kommen. Wenn wir nach Mitternacht eintreffen, sind die besten Mädchen nämlich vergeben.“

Das war ein Plan, mit dem Captain Hathaway sich anfreunden konnte, sehr sogar. Er rieb sich hellauf begeistert die Hände. „Na, dann mal los!“ Sein Eifer rührte vermutlich daher, dass nicht er es war, der in die Ehefalle tappen würde.

Budgey nahm es gelassen. „Irgendwann müssen wir alle in den sauren Apfel beißen. Brody, wie sieht es aus? Bist du mit von der Partie?“

„Ah, einen Moment, Budgey“, meinte Chaunce, „gewiss hast du vergessen, dass unser guter Lord Rimswell seine Hoffnungen schon auf jemanden gesetzt hat.“ Er zwinkerte verschwörerisch, und Budgey lachte schallend.

„Verstehe, Sie haben schon jemand im Blick“, sagte Benedict, auch wenn er den Witz nicht verstand. „Ist sie heute Abend hier?“

„Könnte sein“, kam es von Chaunce. „Wenn er bloß wüsste, wer sie ist!“

„Die betörende Asteria“, schwärmte Budgey und sah sich um. „Wo sind die Gläser? Wir sollten anstoßen auf diesen edelsten aller Diamanten.“

„Asteria?“, wiederholte Benedict. „Meine Kenntnis der antiken Klassiker ist etwas angestaubt, aber war sie nicht die letzte Titanentochter, die mit einem Sterblichen zusammen war?“

„Sehr gut“, lobte Chaunce ihn. „Ich weiß überhaupt nicht, warum Mutter immer meint, die Kosten für den Hauslehrer wären an dich und Benjamin verschwendet gewesen.“

Benedict überhörte es und wandte sich an Brody. „Wer ist diese Asteria? Ihre Mätresse?“

„Mätresse!“, prustete Budgey und stieß Chaunce an. „Unser Brody ist viel zu anständig und respektabel, um sich eine Mätresse zu halten.“

„Bin ich nicht ...“, widersprach Brody, aber es ging in der allgemeinen Erheiterung unter.

„Nun, wer ist sie denn, dieses Juwel?“, hakte Benedict nach.

„Kein Juwel“, stellte Chaunce klar. „Ein Mythos.“

„Ich würde sie ja selbst heiraten, wenn sie nicht bloß ein Hirngespinnst wäre“, kam es von Budgey.

„Sie ist kein Hirngespinnst“, sagte Brody gereizt, auch wenn er sich auf solche Diskussionen eigentlich gar nicht mehr hatte einlassen wollen. „Sie ist genauso real wie wir.“

„Dann stell sie uns doch vor.“ Chaunce lächelte sein hochmütiges Hathaway-Lächeln.

„Allerdings, ich würde sie auch gerne kennenlernen“, stimmte Budgey ein wie der Chor klassischer Tragödien. „Wenn das nicht möglich ist, schuldest du uns allen eine Runde, weil wir uns den Unsinn jahrelang anhören mussten.“

„Lasst es gut sein“, sagte Brody. „Wenn ich sie endlich erwische, seid *ihr mir* was schuldig.“

„Worum *geht* es?“, fragte Benedict, dem es gar nicht gefiel, außen vor zu sein.

Chaunce schnaubte. „Lord Rimswell glaubt, dass eine Dame für das Innenministerium arbeitet oder ...“

„... für die Russen“, warf Budgey ein. „Ich setze immer noch auf die Russen.“

„Sie ist keine Russin“, gab Brody zurück.

„Wenn du das sagst“, meinte Budgey unbeeindruckt.

„Die Sache ist doch die“, versuchte Chaunce zu vermitteln, „dass Howers niemals eine Frau verpflichten würde. Das hat er selbst gesagt.“

„Wir wissen nicht, in wessen Diensten sie steht“, erinnerte Brody ihn.

„Ja, aber wir wissen, wer sie sich gern zu Diensten machen würde“, feixte Budgey und erntete Gelächter.

Nur nicht von Brody, der den Witz nicht zum ersten Mal hörte. So langsam war er mit seiner Geduld am Ende.

„Letzten Monat erst war sie auf dem Ball der Setchfields“, erklärte er und verschränkte die Arme vor der Brust. Seit Monaten keine Spur von ihr, und dann hatte er sie im Ballsaal entdeckt, aber das clevere kleine Biest war ihm wieder mal entwischt, ehe er sie stellen konnte. „Sie war da, so wahr ich hier stehe.“

„So auch Napoleon, wenn man Lady Maugham glaubt“, ergänzte Chaunce, der von Lord Howers geschickt worden war, um der greisen, halb erblindeten Marchioness zu versichern, dass der französische Kaiser es *nicht* auf die besten Kreise Londons abgesehen hatte.

Budgey meldete sich mit der heikelsten Frage von allen zurück. „Aber selbst, wenn es sie gibt – was dann, mein Freund? Willst du sie deiner Mutter vorstellen? Ihr erklären, dass ihre Schwiegertochter ihre besten Jahre in den übelsten Ecken und Spielhöllen Londons zugebracht hat? *Das möchte ich sehen!*“

So weit hatte Brody gar nicht gedacht. Er wollte die Frau ja nicht heiraten. Da war nur dieser drängende Wunsch, ihr noch einmal zu begegnen. Sie zu enttarnen, zu wissen, wer sie wirklich war.

Nur einmal noch.

Zwei Jahre zuvor

Brody hatte reichlich Gerüchte über die mysteriöse Dame gehört, doch er schenkte ihnen keinen Glauben.

Bis er sich eines Nachts an der Tür zu Lord Howers' Büro fand und die zarte, in einen Umhang gehüllte Gestalt sah, die sich über den Schreibtisch seines Vorgesetzten beugte und eilig Notizen machte. Es konnte nur eine Frau sein, zumal unter ihrem dunklen Umhang ein gelber Rocksäum hervorblitzte, der sich deutlich vom Dunkel des Raums abhob.

Eine solche Farbe schien hier ebenso fehl am Platz zu sein wie die Frau selbst.

Was hatte sie in Howers' Büro zu suchen?

Brody holte tief Luft. Das musste sie sein. Sie, über die man seit Monaten sprach.

Asteria.

Eine ganze Flut von Fragen ging ihm durch den Kopf. *Wer zum Teufel ist sie? Was treibt sie hier? Und wie ist sie überhaupt hereingekommen?*

Das vor allem – wie war sie unbemerkt in die Räume des Ministeriums gelangt?

Zwar war es mitten in der Nacht, fast schon früher Morgen, aber irgendjemand hätte sie doch sehen müssen.

Kein Wunder, dass Staatsgeheimnisse allerorten kursierten, wenn jeder einfach so ins Allerheiligste marschieren konnte!

Wer also war sie, verdammt?

Die einzige Lichtquelle war eine heruntergebrannte Kerze auf dem Schreibtisch, deren flackernder Schein ebenso wenig dazu angetan war, ihm dieses Rätsel zu erhellen wie das Grau des heraufziehenden Tages, das sich noch kaum vom Dunkel der Nacht unterschied.

Nichts war mehr klar und eindeutig. Aber es passte zu dieser Nacht, die er mit der Suche nach einem Beamten der Admiralität verbracht hatte, von dem es hieß, dass er hochvertrauliche Unterlagen an die Franzosen verkaufe. Vor einer Stunde hatte Brody ihn dann gefunden, tot in einer dunklen Gasse, ein glatter Stich durchs Herz.

Und die fraglichen Unterlagen? Spurlos verschwunden.

Die Feinde Englands standen vor der Tür, die Franzosen stifteten Unfrieden auf der ganzen Welt.

Zumindest aber in seiner.

Und nun sie. Die mysteriöse *Asteria*. Spazierte hier einfach mittenhinein in das Chaos.

Zusammen mit den verschwundenen Unterlagen der Admiralität, denn da lagen sie, so wahr er hier stand, ordentlich verschnürt auf dem Schreibtisch, wie ein verdammtes Weihnachtsgeschenk.

„Wer sind Sie und was treiben Sie hier?“, herrschte er sie an.

Sie schrak zusammen. Anscheinend hatte auch sie das Gebäude verlassen geglaubt.

Langsam richtete sie sich auf, sah ihn schließlich an, doch half ihm das nicht weiter, denn ihr Gesicht war halb unter einer schwarzen Seidenmaske verborgen.

„Mylord“, sagte sie und neigte den Kopf, doch zu spät. Ihm war nicht dieser Blick entgangen. Bedauern hatte darin gelegen, Mitgefühl.

All das fand er darin gespiegelt, was ihm derzeit zusetzte: Trauer, Wut, Verzweiflung.

Verdammt, sie wusste, wer er war.

Sie wusste es ganz genau.

Auch ihre Anrede sprach dafür. *Mylord*. Doch der Titel war ihm keine Ehre, mehr eine offene Wunde.

Du bist jetzt Rimswell, dein Bruder ist tot.

Brody hatte es noch immer nicht recht begriffen und so unerwartet die Nachfolge seines Bruders antreten zu müssen – keine zwei Wochen war das her –, lastete wie ein Fluch auf ihm. Eine Bürde, die ihn beständig daran erinnerte, was er verloren hatte.

„Mylord, ist Ihnen nicht wohl?“

„Hören Sie auf, mich so zu nennen“, meinte er knapp und schloss die Tür hinter sich.

Ihr Blick huschte von der Tür zurück zu ihm. Falls sie Angst hatte, hier in der Falle zu sitzen, ließ sie es sich nicht anmerken. „Es tut mir leid um Ihren Bruder.“

Beileidsbekundungen? Von einer Diebin? Er verstand die Welt nicht mehr.

Aber eines verstand er wohl. Diese Stimme – die hatte er schon einmal gehört.

Er sah sie an und bemerkte den Anflug von Angst in ihren Augen. Sie kannte ihn, gar kein Zweifel.

Was wiederum hieß, dass er sie kennen sollte.

„Sprechen Sie nicht von ihm.“ In seinen Worten lagen aller Zorn, alle Verbitterung, die in ihm tobten, seit die Nachricht London erreicht hatte. Und sie verfehlten ihre Wirkung nicht: Er sah sie das Kinn heben, ihre Augen schmal werden.

Gut. Sie hatte allen Grund, sich unwohl zu fühlen.

Er deutete auf ihre Maske. „Die können Sie jetzt abnehmen.“

Sie neigte den Kopf, fast schon kokett. „Weshalb sollte ich? Mir scheint, Ihnen ist lieber, dass ich sie trage.“ Sie hatte einen Akzent, den er nicht recht einordnen konnte.

Nein, das war keine Feststellung – es war ein Angebot, und ein sehr unlauteres dazu.

Eines, das sein Blut in Wallung brachte und eine Leidenschaft in ihm weckte, die nur danach verlangte, den Schmerz auszulöschen.

Wenn sie sich so aus der Affäre ziehen wollte, wenn sie ihn betören, bezirzen, verführen wollte – bitte, er würde mitspielen. Und den Sieg davontragen.

Dachte sie wirklich, sie käme hier unerkannt weg? Dass er ihre Maske nicht lüften könnte, sie nicht lüften würde?

Die Krux an der Sache war nur, dass er ihr dazu näher kommen musste. Sehr nah. Auf Tuchfühlung.

Nicht dass er abgeneigt gewesen wäre, weit gefehlt, aber der Tote, den er vor Stunden erst gefunden hatte, spukte ihm noch durch den Kopf – kaltblütig hingemeuchelt, aus nächster Nähe.

„Wollten Sie die entwenden oder was führt Sie sonst her?“, fragte er und zeigte auf die Unterlagen, trat dabei langsam

auf sie zu, denn der Wunsch, sie aufliegen zu lassen war größer als alle Vorsicht und alle Vernunft.

„Aber nein, wo denken Sie hin? Ich habe sie zurückgebracht“, erwiderte sie, und in einem Anflug von Verärgerung ließ sie ihren Akzent fallen, ganz kurz nur, doch ihm genügte es.

Aber ja, diese Stimme! Bei Gott, er kannte sie. Wenn er nur wüsste ... Es würde ihm schon noch einfallen, da war er sich ganz sicher. Und ihren schreckensweiten Augen nach zu urteilen war sie zu demselben Schluss gelangt.

Er machte einen weiteren Schritt auf sie zu. Doch sie ließ sich nicht beirren, wich nicht zurück, ließ stattdessen mit einer fließenden Bewegung, die einer Kurtisane würdig war, ihren Umhang fallen und enthüllte ein tief ausgeschnittenes Kleid in einem so strahlenden Gelb, dass es fast die Nacht erhellte, und das ihr so eng auf den Leib geschnitten war, dass kein Zweifel mehr daran war, warum sie anderen Agenten als Göttin auf Erden erschienen war.

Unsinn, hatte er seinerzeit gedacht.

Aber hier war sie nun und wahrlich von göttlicher Gestalt. Lange, schlanke Glieder, eine Büste, die das Mieder kaum halten mochte, und Rundungen an all den richtigen, lockenden Stellen. Die schwarze Maske endete knapp über einem Mund, der geküsst werden wollte – volle, sinnliche Lippen, um die ein belustigtes Lächeln spielte.

Denn ja, sie lächelte tatsächlich, als wüsste sie genau um ihre Wirkung. Ein Lächeln, das jeder Mann sogleich als Einladung zu unermesslichen Freuden verstehen mochte.

Oh ja, diese Asteria – wer immer sie sein mochte – war ein Bild der Götter, ein Anblick so lockend, dass einem Sinn und Verstand schwinden konnten. Eine Geheimwaffe, fürwahr.

Ein Gedanke, und ein recht nüchterner noch dazu, blieb ihm dennoch: Die Nafferton-Schwestern konnte er von der

Liste der möglichen Verdächtigen streichen, so viel war sicher.

Wer also ist sie? Die Frage ließ ihn nicht los.

„Ich bin hier, um Ihnen zu helfen“, sagte sie, als wäre seine unausgesprochene Frage damit beantwortet. Dummerweise warf ihre Antwort nur weitere Fragen auf, erschien sie ihm doch wie eine kaum verhohlene Einladung, die ihm kalte Schauer über den Rücken jagte.

Helfen ... *ihm* helfen. Ihm helfen, sie aus diesem Kleid zu bekommen ... ihre Maske vom Gesicht zu reißen. Ihm zu dem verhelfen, was er wollte.

„Das wage ich zu bezweifeln“, gebot er seinen Gedanken Einhalt, konnte sich einen kurzen Blick auf ihr Dekolleté aber doch nicht versagen.

Kein Wunder, dass die Agenten, die schon einmal das Glück hatten, ihr zu begegnen, so erpicht darauf waren, ihr auf die Spur zu kommen ... sie zu enttarnen ... zu entkleiden ... sie zu ...

„Sie müssen es wissen, Mylord“, entgegnete sie, verschränkte die Arme und maß ihn mit demselben Blick, den er soeben über sie hatte gleiten lassen.

Noch immer lächelte sie spöttisch, und er meinte, unter ihrer Musterung kläglich zu versagen.

Verdammt, was war bloß los mit ihm? Kein Grund, sich so in die Defensive drängen zu lassen, immerhin war *er* es, der *sie* ertappt hatte.

Brody straffte die Schultern. Genug, er war es leid, wie sie mit ihm spielte, ihn lockte und verwirrte. Darauf würde er sich nicht einlassen.

Er deutete auf die Papiere vor ihnen. „Ich weiß, was das ist“, sagte er, ohne sie aus den Augen zu lassen. „Wie sind Sie daran gekommen?“

„Das geht Sie nichts an“, erwiderte sie mit einem gleichmütigen Schulterzucken und stieß sich vom

Schreibtisch ab, als wollte sie gehen.

Dazu müsste sie aber erst einmal an ihm vorbeikommen. Und er dachte nicht, sie so einfach ziehen zu lassen.

„Und ob es mich etwas angeht. Ich werde dafür sorgen, dass Sie des Hochverrats angeklagt werden.“ *Nachdem ich Sie enttarnt habe. Nachdem ich ...*

Sie lachte bloß. „Hochverrat war es, bevor *ich* dem einen Riegel vorgeschoben habe.“

„Dann eben Mord. Der Beamte, der diese Unterlagen entwendet hat, ist tot.“

Ihr Blick flog zu ihm, und das spöttische, selbstgefällige Lächeln war wie weggewischt. „*T...tot?*“, stammelte sie.

Brody nickte knapp. „Haben Sie ihn umgebracht?“

„Nein!“, kam es wie aus der Pistole geschossen. „Natürlich nicht. Ich ...“ Sie streckte die Hand nach dem Schreibtisch aus, als suchte sie Halt.

Brody pirschte sich an sie heran, alle Sinne geschärft. „Und warum sollte ich Ihnen glauben?“

Sie richtete sich wieder auf und ließ den Blick durch den Raum wandern, sondierte die Lage. „Warum können Sie sich nicht einfach mit dem Gedanken anfreunden, dass ich auf Ihrer Seite bin? Warum sollte ich sonst hier sein? Ich habe die Unterlagen der Admiralität zurückgebracht.“

„Hier mögen Sie sein, aber um uns zuträglich zu sein oder etwas zu entwenden, wird sich noch zeigen.“ Mit zwei schnellen Schritten war er bei ihr und schnitt ihr den Weg ab. „Wer auch immer Sie sind, Sie sollten mit dieser Sache nichts zu tun haben.“

Eine ihrer Brauen hob sich belustigt über der Maske. „Weshalb?“

Herrje, musste er es wirklich aussprechen, da es doch offensichtlich war? Anscheinend ja. „Weil Sie eine Frau sind.“

Sie lachte kurz auf. „Das wurde auch Zeit, dass Sie es merken.“

Was zum Teufel sollte das denn heißen? Er ignorierte die leise Ahnung, die ihn befiel, und ließ sich nicht beirren. „Eine Dame hat in diesem Geschäft nichts verloren.“

„Und was, wenn ich keine Dame bin?“, entgegnete sie so seelenruhig, als wollte sie auch dieses Terrain sondieren.

Aber er würde sich nicht ablenken lassen. „Gehen Sie. Gehen Sie nach Hause und überlassen Sie das hier ...“

„Den Männern?“ Sie schüttelte den Kopf. „Falls es Ihnen entgangen ist, es war eine Frau, die diese Papiere geborgen hat, ehe sie in die Hände der Franzosen gelangen konnten. Meine Arbeit ist wichtig. Sie ist unerlässlich. Sie brauchen mich.“

Sie brauchen mich.

Oh, diese Selbstgewissheit, diese Unbeugsamkeit! Sie schien sich ihrer Sache wirklich sicher zu sein. Wenn sie so weitermachte, würde es sie als Nächste treffen.

Die mörderischen Geschehnisse der Nacht mischten sich in seinen jüngst erlittenen Verlust, seine Wut, seine Verzweiflung – ein ungutes Gebräu, das rasch überkochte. In letzter Zeit kannte er sich selbst kaum noch in seinem alles verzehrenden Zorn, seinem Verdruss. Er hatte sich geschworen, der vernichtenden Trauer nicht nachzugeben, die die Nachricht von Poldies Tod in ihm geweckt hatte ... aber nun ...

Diese Frau, sie trieb ihn zur Weißglut mit ihrer Unverfrorenheit, ihrem Spott. Sein Blut hatte sie in Wallung gebracht, seinen Zorn geweckt, und er wollte Antworten haben, verdammt!

Sie wollte er haben.

Er packte sie und riss sie an sich.

Sie erstarrte und funkelte ihn mit mörderischem Blick an.

„Sie sollten das nicht tun, hören Sie?“, sagte er eindringlich.

Wieder hob sie das Kinn, wieder diese sture Entschlossenheit. „Dann sollten Sie es aber auch nicht tun.“ Ihr Blick fiel auf seine Arme, die sie noch immer gepackt hielten.

„Was nicht tun?“, fragte er, als wüsste er nicht genau, was sie meinte. Wenn sie mit ihm spielen wollte, bitte. Ihm sollte es recht sein, auch wenn die Chancen nicht zu seinen Gunsten standen, denn so nah war sie gar noch begehrenswerter als gedacht.

„Nicht“, flüsterte sie. „Es wäre falsch.“

Weich und sanft schmiegte sie sich an ihn, wie für ihn geschaffen. Er wusste genau, wie sie sich unter ihm anfühlen würde, nackt. Er drängte sich an sie.

„Was sollte daran falsch sein?“, erwiderte er, seine Lippen so dicht an den ihren, dass er ihren Atem spürte.

Hinter ihrer Maske schlug sie die Augen nieder. „Mich so zu halten“, sagte sie und schluckte. „Es gehört sich nicht. Ja, es ist geradezu ruinös.“

„Dem muss ich widersprechen“, sagte er. „Um ruiniert zu werden, braucht es doch noch etwas mehr. Zudem müsste man uns dabei ertappen.“

Gut möglich, dass sie etwas erwidern wollte, aber er ließ es nicht so weit kommen. Schon war sein Mund auf dem ihren und ließ allen Einwand verstummen.

Alles, was sich in den letzten beiden Wochen angestaut hatte, aller Schmerz und aller Zorn über Poldies Tod, brach sich in diesem Kuss Bahn.

Er küsste sie hart und ungestüm. Das Blut pochte ihm in den Adern, sein Herz hämmerte ihm in der Brust, und er dachte gar nicht daran, von ihr zu lassen. Mit der einen Hand fasste er ihr an den Busen, mit der anderen an den Hintern und zog sie an sich, dass sie sich an ihn drückte, wo es ihn am meisten nach ihr verlangte.

Genug, rief von fern die Vernunft. *Enttarne sie und lass es gut sein.*

Gemach, alles zu seiner Zeit. Denn im Augenblick trieb ihn nur ein Bedürfnis: sich seines Schmerzes zu entledigen.

Er drängte sie gegen die Wand, drängte sich an sie und verfluchte seine Breeches, ihr Kleid, alles, was ihm im Weg war.

Sein gebrochenes Herz.

Sie wand sich unter ihm, wehrte sich und hieb gegen seine Brust.

Zumindest am Anfang. Dann geschah etwas ganz und gar Unvorhergesehenes. Nicht mit Zorn und Entrüstung erwiderte sie seinen wütenden Ansturm, sondern mit Vergebung.

Vergebung und Hingabe. Sie schloss ihre Finger um sein Revers und gab sich ihm hin, als wüsste sie um seinen Schmerz. Als wüsste sie, was ihn trieb, und nahm es hin. Sie bot sich ihm an als sicheren Hafen, in den er steuern konnte.

„Es tut mir so leid um Poldie, Mylord“, flüsterte sie, als er sich über sie beugte, um ihren Hals zu liebkosen. „Ich wünschte ...“

Poldie? Nicht Leopold, nicht Lord Rimswell, sondern Poldie. Als wäre sie ...

Er wich zurück. Das Blut rauschte ihm in den Ohren, sein Blick war verschwommen.

Und diesen Moment des Zögerns nutzte sie; sie stieß ihn zurück, dass er taumelte. Während er noch versuchte, das Gleichgewicht zu halten, hörte er ein Schloss schnappen, und als er aufschaute, sah er ungläubig eines der Paneele aufschwingen, genau an der Stelle, wo er sie an die Wand geschoben hatte. Im Nu war sie verschwunden, und die Geheimtür schloss sich hinter ihr, als wäre sie nie hier gewesen.

Brody blinzelte ungläubig. Nicht einmal er hatte von dieser Tür gewusst, und nun ...

Asteria war verschwunden, einfach so. Wie ein Stern, der noch ein letztes Mal am nächtlichen Firmament funkelte, ehe der Tag anbricht, war auch sie ihm entschwunden, als der Morgen heraufzog. Wohin konnte er nur raten, während sie genau wusste, wer er war. Sie würde ihn sehen, ihn erkennen, während er noch immer im Dunkeln tappte, zumindest bis er erneut Gelegenheit fand, sie zu enttarnen.

2. KAPITEL

London, 1811

Aus alter Gewohnheit ließ Brody noch einmal seinen Blick durch den Saal bei Almack's schweifen, nahm jede der jungen und nicht mehr gar so jungen Damen ins Visier.

Es hätte jede sein können. Nun ja, außer vielleicht den Nafferton-Schwestern, sagte er sich.

„Aussichtsreiche Anwärtnerinnen entdeckt?“, fragte Budgey.

„Anwärtnerinnen?“

„Na, um meine Braut zu werden“, rief Budgey ihm in Erinnerung.

Ach ja, Budgeys Brautschau. Brody straffte die Schultern und hielt noch einmal Ausschau, und sei es nur, um sich den Anschein der Hilfsbereitschaft zu geben.

„Wie wäre es denn mit einem dieser reizenden Geschöpfe?“, schlug Captain Hathaway vor, dem es reichlich Vergnügen zu bereiten schien, über das Schicksal eines anderen zu entscheiden.

Budgey musste die Augen zusammenkneifen, um die beiden zu erkennen. „Bloß das nicht. Das sind Lady Naffertons Töchter!“

„Auf ihre Art ganz hübsch“, fand Benedict und schien die Sache zu bedenken, als gälte es eine Angriffsstrategie zu planen. „Wo liegt das Anwesen ihres Vaters?“

„In Norwich“, sagte Brody.

„Und der Sitz Ihrer Familie, Brody?“

„Nahe Plymouth.“